
Ludwig Zehetner

Basst scho!
Wörter und Wendungen aus den
Dialekten und der regionalen
Hochsprache in Altbayern
Mit Fotos von Helmut Koch

Edition Vulpes, Regensburg 2009
ISBN 978-3-939112-42-6
208 Seiten, 18,00 Euro

Man liest ein paar Seiten in diesem Buch, klappt es dann bedrückt zu und weiß, Chinesisch ist leichter. Womit sich gleich zwei grundlegende Erkenntnisse aufgetan haben. Nämlich dass erstens Bairisch ein selbständiges sprachliches System und nicht bloß ein Dialekt ist. Und dass zweitens dieses schmale (208 Seiten) Mammutwerk trotz seiner Herkunft aus Bayern nicht Biermassweis geschluckt werden kann (um schnell noch eines der abgedroschenen Bayernklischees unterzubringen. Denn die folgenden Seiten bringen jedes dumme Vorurteil über den Menschenschlag mit dieser liebenswerten Sprache zu Fall). Das neue Buch des Regensburger Honorarprofessors für bairische Dialektlehre muss in homöopathischen Dosen genossen werden. Der unglaublich reiche Wortschatz, der hier gesammelt ist, die wissenschaftliche Genauigkeit des Sammlers, die spannende Spurensuche nach Herkunft und Vergangenheit der Wörter, die genau sitzenden Redewendungen, die eigenwillige und doch logische Grammatik, das alles könnte einen seitenverschlingenden Leser lähmen. Aber wenn er sich dann ergeben hat und beschließt, sich das Buch immer nur kapitelweise zuzuführen, wie es ja ursprünglich für die Mittelbayerische Zeitung geschrieben worden ist, dann kann er es wirklich genießen. Wobei der Nichtbayer vergnügt sein wird über all das Neue, noch nie Gelesene, noch nie Gehörte. Und der geborene Bayer, der da glaubt in seiner Sprache zuhause zu sein, wird den reinen Genuss oft genug getrübt sehen, weil er so vieles vergessen, so vieles gedankenlos

gebraucht und so vieles noch nicht gewusst hat. Womit gesagt ist, dass BASST SCHO beiden Seiten brima basst.

Um nur ein einziges Beispiel zu geben, wie die dunkle Vergangenheit der Wörter sozusagen detektivisch aufgerollt wird, wie die Spurensuche den Leser im ersten Augenblick verwirren mag, um dann oft genug irgendwo weit weg einen nahen Verwandten des Gesuchten aufzustöbern, so dass der Leser seinen Augen nicht traut, wie weit die Wurzeln dieses verfolgten Clans reichen, hier also stellvertretend für die laut Register ca. 1500 Wörter und Begriffe nur der „Gloifel“ (ungehobelter, ungebildeter, unverschämter, grober, blöder Kerl), der eine wirklich zweifelhafte Herkunft hat. Gloifel (Gloifl, Gloiffel, Gloiffi), kommt das vom bayerischen Herzogsgeschlecht der Agilolfinger? Wohl kaum. Würde man ein historisches Adelsgeschlecht mit tragischer Geschichte derart missbrauchen? Kommt es vom mittelhochdeutschen *gleve* = Lanze und bezeichnet es den unbedarften Lanzenträger? Kommt es vom lateinischen *clava* = Holzknoten, knorriger Stock, grober Prügel? Kommt es aus dem Jiddischen, von *kelew* (Hund) und *klawim* (Hunde) > *klofem* (dummer Kerl)? Kommt es vom deutschen Wortstamm *klieben* = spalten, siehe auch *klobig*? Von *Klaue* = gespaltener, also tierischer Fuß? Wo auch immer der verdächtige Gloifel herkommt, mitten in Island stößt der Detektiv auf den höchst lebendigen „klaufi“. Und wen meinen die Isländer noch heute damit? Einen ungehobelten, ungebildeten, unverschämten, groben, blöden Kerl. Das Beispiel ist hier stark verkürzt. Im Gegensatz zu seiner lexikalischen Arbeit „Bairisches Deutsch“ (s. Dom-Spiegel 2006) stellt Zehetner seine Wörter und Begriffe hier in einen volkscundlichen Zusammenhang. So heißen einige seiner 45 Kapitel „Hollerküchel und heiße Maroni“, „Der Prangertag“, „A Flaschl Bier und a Kracherl“, „Die Weiber- und die Mannerseit“ usw.

Das alles ist „Aktenzeichen XY gelöst und ungelöst“, aber immer spannend, das ist eine ganze Galerie von Steckbriefen, und wie ein gelernter Ganove in den verschiedensten Masken auftaucht, mit und ohne Bart, mit und ohne Brille, langes Haar, kurzes Haar, so verstecken sich die fraglichen Wörter hinter griechischen, lateinischen, hebräischen, gotischen und zahllosen anderen Bestandteilen. Aber so geschickt sie sich auch tarnen, der Sprachwissenschaftler stößt ihre Vergangenheit auf und entblättert ihr Vorleben – manchmal vielleicht ein bisschen zu ziel-

sicher? Steckt in Pfinzda (Donnerstag) mit allen seinen Lautverschiebungen wirklich „der griechische Zahlwortstamm *pent* – ‚fünf‘ (vgl. Pentagon, Pentagramm), ebenso in Pfingsten (der 50. Tag nach Ostern). In der traditionellen Zählung der Wochentage, beginnend mit dem Sonntag, ist der Donnerstag der 5. Tag, grch. *pémpthe heméra*.“ So weit Zehetner in Kapitel 5. Aber darf man hier wirklich das Griechische als Ursprung bemühen? Liegt da nicht eher ein viel älteres indogermanisches Stammwort zugrunde? *Pente* = fünf begegnet uns schon im Pandschab, dem indischen Fünfstromland. Doch das sind kleine Fragezeichen neben dem immensen Kenntnisstand Zehetners.

So ganz nebenbei lernt der Benutzer dieses nützlichen Buches auch viele sprachwissenschaftliche Fachwörter kennen, Entrundung, Zwielaut, Kehlkopfknacklaut, Agglutination, Monophthongierung, Bedeutungsentleerung. Vieles davon wird ihm bald wieder entfallen, aber dann hört er irgendwo einen sudetendeutschen Anklang „durch die Kieche ziehn liebliche Gerieche hin“ und er weiß sofort: Aha, Entrundung! Aber was da allerorten hinter diesen fachgebundenen, immer auch humorvollen und volksnahen Erläuterungen hervorschaut, das ist die Liebe des Verfassers zur Sprache seiner Heimat. Zehetner ist im oberbayerischen Freising aufgewachsen, war Schüler des Domgymnasiums und hat über den Dialekt der Holledau (Hallertau) promoviert. Von dieser Liebe wird der wehrlose Benützer, Nutzer, Nutznießer, Genießer angesteckt. Man kann sich dem verdienstvollen Streben des Verfassers nur anschließen, das Biotop Dialekt zu beschützen und zu hoffen, dass aus den Lesern Kenner werden. Denn „was man liebt, muss man auch kennen“.

Es bleibt noch ein Wort zu den kontrastreichen Schwarzweißfotos von Helmut Koch zu sagen. Stimmungsvoll ohne kitschig zu sein, die Landschaften und Wolkenberge oft mit Gelbfilter zum Monumentalen vergrößert, dann wieder bescheiden und idyllisch, auf diesen Fotografen mussten Verfasser und Verleger stoßen. Man genieße nur das Bild von den Pantoffeln und dem Potschamperl unterm Bettgestell. Potschamperl? Na klar, von *pot de chambre* plus bairischer, fast zärtlicher Verkleinerung, das Nachthaferl eben. Es erspart einem den nächtlichen Weg über den Hof. Basst scho.

Reinfried Keilich